Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 10

Buchbesprechung

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

durch und durch Rätoromanen. Leider ist ihnen die Stadt Chur als Kulturmittelpunkt, wie sie es zur Zeit der Victoriden gewesen, verloren gegangen. Mit dem Aussterben dieser bodenständigen Dynastie trat bald auch deutscher Adel an die Stelle des rätoromanischen. Mit dem deutschen Adel kam aber auch das deutsche Recht immer mehr zur Geltung und gewann die Oberhand. Das germanische Territorialitätsprinzip trug den Sieg über das Personalitätsprinzip des fränkischen Rechts davon, ein Sieg, der besonders für die Freien von verhängnisvoller Wirkung wurde, indem sie sich im 16. Jahrhundert schließlich nur mehr in den Gemeinden Laax und Seewis i. O. mit geschlossener freier Bevölkerung zu behaupten vermochten, während die in den Dörfern und Weilern zerstreut wohnenden freien Volks- und Standesgenossen allmählich in den verschiedenen Territorialherrschaften aufgingen, wo ja seit Bestehen des Grauen Bundes der Freiheitsstand der Bevölkerung sich bedeutend gehoben hatte.

Um so zäher hielt das rätische Volk trotz der Ungunst der Verhältnisse an der angestammten romanischen Landessprache fest. Für die Zähigkeit des Geistes, der im Volke der Berge lebt, zeugt wohl auch sprechend der Umstand, daß die freie Gerichtsgemeinde von Laax in den beiden genannten Dörfern sich bis ins 19. Jahrhundert erhielt, wo sie in der Zeit der allgemeinen Verfassungsänderungen der politischen Geographie praktisch erwägender Landesväter weichen mußte und auf Grund der bündnerischen Verfassung mit dem größeren Gerichtsverband Flanz in der Gruob verschmolzen wurde. Mit der Laaxer Gerichtsgemeinde verschwand 1851 nicht nur ein interessantes Stück Mittelalter, sondern zugleich ein ehrwürdiger Zeuge aus der glänzendsten rätoromanischen Kulturepoche. Neben der friedlichen, aber zähen Pionierarbeit für die Freiheit liegt die Bedeutung der Freien von Laax auch in der Verkörperung der Idee der alten rätischen Einheit. Die Geschichte der Freien, welche schon vor Jahrzehnten in Universitätsprofessor Dr. Tuor, Bern-Laax, einen verdienstvollen Erforscher und Darsteller gefunden, birgt somit die poesieverklärten Symbole der rätischen Kultur und des rätischen nationalen Gedankens. Das ideale Bestreben der Zentenarfeier war, diese Vergangenheit, soweit sie vaterländische und ethische Größe vermittelt, unserer Gegenwart wieder lebendig werden zu lassen, denn auch unsere Zeit braucht fürwahr freiheitlich und patriotisch gesinnte Menschen, die mutig und tapfer zur Sache des Volkes stehen.

Werke und Verfasser.

Hugo Marti und sein Novellenbuch „Rumänische Mädchen".

Es spricht für den Menschen Hugo Marti, den Inhaber des Kritikerstuhles J. V. Widmanns, wenn sein eigenes poetisches Werk bei uns lange nicht nach Verdienst bekannt ist. Es müßte ihm, scheint es,

ein Leichtes sein, ohne die Würde seiner Dichtung zu beeinträchtigen, nachdrücklichere und häufigere Hinweise auf sie zu veranlassen — er tut es nicht, sondern begnügt sich, sein Amt in den Dienst anderer zu stellen. Wer sein Schaffen verfolgt, bedauert diese Bescheidenheit oder vielmehr ihre Folge: wir haben unter uns einen Dichter von nicht nur achtbarer, nein, von bedeutender Meisterschaft der Menschenzeichnung und der Handhabung der Sprache, mit Werken voll hoher poetischer Schönheit, er selber steht an literarisch exponierter Stelle, und doch weiß man wenig, zu wenig von ihm.

Seine dichterischen Gaben sind von auffallender Vielseitigkeit. Zwei Nordlandromane („Das Haus am Haff", „Ein Jahresring") stehen am Anfang und zeugen für eine ungewöhnliche Kraft der Einfühlung in nordische Landschaft und nordisches Wesen. Kein belangvolles Geschehen spannt darin die Aufmerksamkeit, es zielt alles auf Innerliches, und mit solcher Kunst läßt der Dichter dieses Innerliche Bedeutung und Gestalt gewinnen, daß es schwer hält, sich von diesen Büchern zu lösen. In den Kreis seiner nordischen Bücher gehört auch die eigenartige Dichtung „Balder", die stofflich an die Welt der Sagas anklingt, aber ein selbständiges, dichterisch groß geschautes und sprachlich ergreifend gestaltetes Werk ist. Ein ungemein reizvolles Gegenstück hat diese Dichtung in einem andern Werklein Hugo Martis, im „Kirchlein zu den sieben Wundern". Das ist eine Legendensammlung, an eine Rahmenerzählung angegliedert, und spielt in der verschwiegenen Pracht der Landschaft des Basler Jura — eine Dichtung von bezwingender Anmut und beglückender Frische des Empfindens. Das Büchlein kommt irgend einer guten Regung unserer Zeit entgegen; man lege es zur Probe nur jungen, aufgeschlossenen Menschen in die Hände, — der Widerhall, den es findet, ist ergreifend. Am liebsten will man es von den Gedichten Hugo Martis glauben, daß sie nur einen kleinen Leserkreis gefunden haben; es liegt auch nur ein ganz schmales Bändchen („Der Kelch") vor. Die aber das Bändchen in ihrer Bibliothek stehen haben, wissen es trotz der Anspruchslosigkeit seiner Erscheinung wieder zu finden: es bringt wohl eine zu karg bemessene Auslese von Gedichten, aber Auslese! In diesen Gedichten ist alles in tiefster Sammlung abgewogen: Landschaftsbild, Liebeserlebnis, das Lied vom Tode, — und in solche Höhe geläuterten Gefühles gehoben, daß man es schon verstehen kann, wenn dieser Veröffentlichung keine große Volkstümlichkeit beschieden war.

Eine Station auf dem Lebensweg des Dichters, die von besonderer Bedeutung für seine dichterische Entwicklung gewesen sein dürfte, war wohl sein Aufenthalt in Rumänien. Schon in seinen Gedichten findet man einen Zyklus, der Rumänisches beschwört; seither hat Hugo Marti in einem Bande („Rumänisches Intermezzo") Erinnerungen an diese Zeit, dichterisch überarbeitet, halb novellistischen Gepräges, halb Reisebuch, herausgegeben — wenn das Buch schon starke darstellerische Fähigkeiten ins Feld führt und haftende Eindrücke vermittelt, so beeinträchtigt es doch auch den Genuß der Lektüre durch die Unsicherheit, in der es den Leser über den Realitätscharakter des Dargestellten beläßt. Neuerdings

nun legt Hugo Marti wieder ein Rumänienbuch vor: „Rumänische Mädchen. Zwei Novellen" (Francke, Bern), und hier ist schon durch den Untertitel die wünschenswerte Klarheit geschaffen: die Wahrheit des Buches ist die Wahrheit der Dichtung.

In der Mitte einer jeden der beiden Novellen steht eine rumänische Mädchengestalt, ohne daß jedoch diese Mädchen (Jelena in der ersten, Sonja in der zweiten Novelle) psychologisch im Mittelpunkt des Interesses stünden — sie sind vielmehr Angelpunkte für die Entwicklung der Leidenschaft und schicksalhaften Geschehens. Diese Entwicklung zu geben, versteht Hugo Marti mit Meisterschaft, sowohl in der robusteren ersten als auch und in noch gesteigertem Maße in der zarteren, aber innerlich doch noch bewegteren zweiten Novelle. Und unvergleichlich, wie stark der Erzähler sein Werk dem Boden verhaftet, auf dem es spielt! Diese Kunst tritt überzeugend hervor, wenn man nur nebenbei die Gedanken an Hugo Martis Nordlandbücher zurückschweifen läßt: wie ist hier alles unmittelbarer, romanischer, heißer, flammender — auch da, wo Konvention und Individualität den Ausbruch der Gefühle dämpfen! Es mag auch in der seitherigen Entwicklung des Dichters begründet sein, daß er hier frischer zugreift und sich als Erzähler mehr denn zuvor dem Geschehen selber zuwendet, um aus ihm die tiefsten Blicke ins Seelische und sein dämonisches Walten zu gewinnen.

Fast überflüssig erscheint bei Hugo Marti der Hinweis auf seine hohe Kunst und Gewissenhaftigkeit der sprachlichen Gestaltung. Es ist — wie es der Buchumschlag hier einmal ohne Übertreibung behauptet — „eine dichterische Sprache von edelster Kultur", sie ist dem Dichter ein Instrument, das alles hergibt, am großartigsten vielleicht in den Landschaftsschilderungen. Sie allein schon bedeutet eine Erquickung.

Carl Günther.

Otto Wirz.

Es war hauptsächlich Frank Thieß, der uns diesen Mann als den neuen großen Schweizer Dichter vorstellte. Ein Fall, wo Ähnliches mit gegenständlicher Wahrheit geschah, war schon mehrfach dagewesen, so z. B. bei Gotthelf und Keller. Kein Wunder, daß man etwas unsicher war, umsomehr als der Schweiz dabei viele erfreuliche Dinge gesagt wurden. Solche hört der Schweizer ja gerne, vielleicht noch ein klein bißchen mehr als es allzumenschlicher Durchschnitt ist. Und schließlich die Erfordernisse der Höflichkeit; man konnte doch so liebenswerter Annäherung nicht roh widersprechen. So war in der Stellungnahme der Schweiz viel Schwanken, Gewundenheit, verlegene Ausflucht, aber kaum offener Widerspruch. Noch eins kam dazu: In dem richtigen Gefühl, die formelhafte Festlegung der Schweiz auf Gotthelf und Keller, auf „Volk der Hirten" und treuherzige Bodenständigkeit, habe stellenweise zu einer schwächlichen Verengerung geführt, einer Abschneidung von der Souveränität des schöpferisch strömenden Lebens, die sich nicht auf Formeln festlegen will — in dieser Einsicht besteht in einigen Literaturkreisen die dann schnell

übertriebene Strebung, alle geistigen Erzeugnisse im Maße ihres Wegführens von jedem Ernstnehmen des Objektiven und Vernünftigen, ihrer Verneinung von Sinn und Zusammenhang zu begrüßen und hochzuhalten. Dieser Strebung nun kommt Otto Wirz höchst rückhaltslos entgegen. Und zwar zeigen seine Bücher eine stete Fortentwicklung in dieser Richtung, wiewohl man jeweils glauben möchte, der erreichte Punkt hierin sei schwer zu überbieten. Und ganz zweifellos kommt diese immer verhängnisvollere Entwicklung bei ihm aus einem hohen Ernst des Erlebens und des Aussprechungsdranges. Wirz ist in dieser Stellung äußerst bezeichnend für die Krankheit der Zeit. Er zeigt ihren Irrglauben, es genüge Dinge zu zerschlagen, um über ihnen zu stehen; er zeigt das richtungslose Umsichschlagen einer Kraft, die keine Ziele mehr hat, das Getändel mit höchsten Dingen, die man will und doch nicht will. Er zeigt die Unfähigkeit der Zeit, unbewegt zu bleiben, und ganz bewegt zu sein; ihre Unfähigkeit, die Glieder still zu halten, und sich kraftvoll fortzubewegen; ihre Unfähigkeit, sich einzuordnen in Demut und Ehrfurcht, wie auch zu überwinden in gesammelter Kraft und Zielbewußtheit; ihre Unfähigkeit, zu dienen, und zu herrschen; sich vor sittlichem Recht und Weisheit der Wirklichkeit zu bescheiden und sie damit zu einem Höheren hin aufzubrechen. Er zeigt den Ablauf der gesetzlichen Verknüpfung, daß die Wirklichkeit auf den Werten und die Werte auf der Wirklichkeit ruhen. Wenn man die Wirklichkeit leichtfertig in die Luft sprengt, so brechen alle höheren Werte zusammen; wenn man an keinerlei absolute Werte mehr glaubt (Werte sind letztlich immer absolut), so löst sich die unmittelbarste Wirklichkeit selber auf. Im Sinne dieses Zusammenhangs von Wirklichkeit und Unbedingtem ist alle wirkliche Kunst sittlich, und eine Kunst, welche die Wirklichkeit bewußt mit Füßen tritt, unsittlicher als Gemeinheit, weil sie sich jeder Unterlage werthafter Formung beraubt. Es ist tragisch, daß gerade aus dem Stamme, dem die eine Seite dieser Polarität vor allem zum Erbteil wurde, nämlich der Weg von der Wirklichkeit zu absoluten Werten, dieser Mann kommt, der in so typischer Weise jenes Erbteil für das Linsengericht einer leer irrlichternden Phantastik fortgibt. Und es ist tragisch, daß ein Mensch von ausgesprochener Begabung (sie ist allerorts mit Händen zu greifen) sich auf dem Wege künstlerisch zugrunde richtet, daß er an metaphysischer Zuchtlosigkeit sein Menschliches sich auflösen läßt — ein heute alltäglicher Vorgang in allen Künsten, aber selten so ausgesprochen und tragisch wie hier. Es handelt sich dabei um einen verzweifelten Gegenschlag gegen die ungeheure, dämonische Rationalisierung der Zeit, gegen die zum Satanischen gesteigerte Vernunfttyrannis unseres äußeren Lebens — ein Gegenschlag, der gegen den aufs höchste überspitzten Sinn nur noch den Unsinn auszuspielen hat.

Die „Gewalten eines Toren"*) beschreiben auf 847 Seiten das Landstreicherleben eines gescheiterten Genies, das in einem überall dilettierenden Virtuosentum sich nach allen Seiten überlegen vorkommt

*) Alle Bücher Wirzens sind bei Engelhorn in Stuttgart erschienen.

und überall absprechend nur das Relative und Beschränkte sieht, es darum nirgends aushält — aber in seinen Reden, mit denen er alles emsig begleitet, das höchst Relative und Beschränkte nicht sieht und es darum recht wohl auszuhalten scheint. Von diesen Reden wird dem Leser nichts geschenkt. Sie bilden eine Sammlung von ewigen Klugschwätzereien, geiststreichelnden Sarkasmen, breitspurigen Hineinzerrens der letzten Dinge in jeden Quark. Wie bei Euripides kann niemand den Mund öffnen, ohne zu philosophieren; allerdings ist (neben andern Abständen) der Grund der hier gegebenen Philosophie nur das zur Beisteuerung eines ruhigen, sachlichen, bescheidenen Wortes unfähige Selbstgefühl. Von fortschreitender Handlung, sinnvoller Entwicklung, psychologischer Verkettung auch nur der Nebenfiguren (denn der Held verfällt bald in — natürlich vielsagenden — Wahnsinn, womit er bequem außerhalb aller künstlerischen Gestaltungsverpflichtung tritt) wird man wenig gewahr werden — außer im Sinne einer zunehmenden Auflösung jeder sinnvollen Verknüpfung überhaupt gegen Ende hin. — Das nächste Buch, „Novelle um Gott", ist menschlich, gedanklich und dichterisch nicht verständlicher, erweist aber die allgemeine Dissoziation und die Flucht vor dem Banalen ins Abstruse (wie viel unserer Zeit fällt unter diese Formel!) noch in den Stil vorgedrungen; er ist völlig aus den Fugen gegangen und zeigt kaum einen Satzteil da, wo er hingehört. Unter diesen Umständen behält man kaum Zeit und Kraft, die Frage zu stellen, wo unter all den ausgerenkten, instinktlosen, altklugen, leeren Gedankenspielen der vier Personen sich der Gott eigentlich befinde, welcher im Titel als ihr Mittelpunkt angerufen wird?

Das jüngste Buch Wirzens heißt „Die geduckte Kraft". Hier ist ein Grad von Gefüge-Zerstörung erreicht, von dem man noch nicht sieht, wie er übertroffen werden soll. Der Verfasser tritt endgültig von der Bühne des Sinnvollen ab, und, um nicht ins Leere zu fallen, zimmert er sich eine neue, aus der geduckten Kraft, dem Okkulten, wo erlaubt ist, was gefällt, wo man in Gemütsruhe alles, was den Dichter zu gesetzlicher Gestaltung nötigen möchte, als kläglich vorläufige Nichtigkeit gegenüber der eigentlichen Ebene des Geschehens beiseite werfen kann. Wirz hat hier seine eigene Kritik einer seiner Personen mit einer äußerst groben Apostrophierung, die wir unterdrücken, in den Mund gelegt: „Glaubt ihr denn, das Letzte ginge wie auf dem Theater zu?" (S. 251.) — Ein anderer sagt: „Für jede kühle und vernünftige Betrachtung ist nur eine Deutung glaubhaft, die auf Unfug, auf irgendwelche allgemeine Lästerei. Aber erscheint nicht die Polizei, um durchzugreifen?" (S. 210.) Da eine literarische Polizei nicht wünschbar ist, so wollen wir uns darauf beschränken, den sehr energischen Wunsch auszusprechen, daß eine Kraft, die den Mensch hauptsächlich nötigt, ein ganzes hundert Seiten hindurch das Prädikat vor das Subjekt zu setzen, und ähnliche unter jedem denkbaren Gesichtspunkt ungehörige Dummejungenstreiche treibt, in der Kunst dauernd geduckt bleibe. Wir lehnen es vor allem entschieden ab, daß eine Kraft, welche in keinerlei Zusammenhang mit irgend einem der moralischen, ästhetischen, religiösen, logischen oder

sonstigen Werte steht, deren Erkaufung sich die Menschheit in vielen Jahrtausenden sauer und blutig hat werden lassen, eine höhere Kraft genannt werde. Eine Kraft, deren Wirkungen vielmehr durchaus und restlos läppisch genannt werden müssen, hat als Feindseliges bekämpft, als Wesenloses übersehen zu werden. In jedem geistigen und künstlerischen Sinne ist das etwaige Vorfallen solcher Windbeuteleien, wie sie die geduckte Kraft hier von sich gibt, gänzlich uninteressant. Das Spiel mit Analogien aus religiösen Sphären ist ganz leer. In ihnen haben sich die Kräfte einer gerichteten Naturbeherrschung an ungeheure moralisch-geistige Reifungs- und Ausbildungsprozesse geknüpft gezeigt — so etwa bei den indischen Büßern. Jesus vollends hat seine Sendung nicht im Sinne einiger alberner paraphysischer Experimente aufgefaßt. Alle seine Wunder hatten einen vernünftigen Sinn, der stellenweise, wie bei der Hochzeit zu Kana, bis zum Hausbackenen zu gehen scheint, und eine Beziehung auf seine (nicht okkultistische!) Lebenslehre. Und was diese anlangt, so haben wir davon selbst durch das trübe Medium der Jünger hindurch einige Proben überkommen, welche zum allerkostbarsten Besitz der Menschheit gehören und an Tiefe nie übertroffen worden sind. Man findet derlei nicht auf der Straße, auch nicht auf der Straße einer richtungslosen Entladung bestimmter Naturkräfte, die als solche so wenig „moralisch" sind, oder gar ein Urteil über den geistigen Wert unserer raumzeitlichen Alltagswelt abzugeben befugt sind — wie etwa der schädelzertrümmernde Sturz eines Denkers über den Wert der Gedanken, die dadurch abgeschnitten werden, etwas aussagt. — Aber nein, es sind ja auch moralische Wirkungen vorhanden. Eine Zeit lang zeigt sich der Mann, in welchem sich die Kraft zuerst entduckt und entdeckt, verschiedenen auf Abwege geratenen Mitbürgern, um moralische Wirkungen auszuüben. Zum Beispiel ein Mädchen stirbt aus Kummer, weil ihr Jugendgeliebter sie verlassen hat. Eine Stimme befiehlt diesem, den fortgeschobenen Brief der Verstorbenen zu lesen. Darin steht: „Höre zu: Die dunkelrote Seide und den Rasen, der, fast unkenntlich nun, Deinen Fußabdruck enthält, habe ich in meiner Kleinmädchenhaftigkeit oft geküßt... Nach der Verwandlung geleitet Dich in die Ewigkeit" (fehlt: hochachtungsvoll) „Deine Marietta." Wie sagten wir oben? Flucht vor dem Banalen ins Abstruse.

Sollte Otto Wirz nach diesem noch auf fruchtbarere Pfade zurückfinden? Wir wagen es kaum zu hoffen. Wenn doch, so gibt es nur ein sehr bescheidenes und entsagungsreiches Mittel dazu: er schreibe ganz einfach, schlicht, logisch, unter Einhaltung aller in guter Prosa gebräuchlicher Sprachregeln. Was dann banal ist, das schneide er fort. Bleibt nichts übrig, so werde er wieder Ingenieur. Bleibt doch etwas übrig, so ist er ein Dichter. Auf beide Fälle ist er gerettet, und wir auch. Wir sind aber überzeugt, es bliebe etwas übrig, anfangs wenig, später recht viel; denn eine Begabung, die sich durch diesen Wust hindurch immer und immer wieder in einer Fülle glücklicher Bilder und starker blutvoller Formulierungen an den Tag bricht, kann nicht klein sein.

Konrad Meier.

Alfred Huggenberger.

Anna Waßmann in den „Frauen von Siebenacker" betet für ihre Kinder: Schenk ihnen doch wenigstens einige Gaben und Gäblein, zum Beispiel, daß sie mitten im strengen Schaffen, ja in großen Kümmernissen doch keines Finken Schlag überhören, daß sie übereins von allem weg in den schönen Himmel hineinschauen können. Diese Bitte einer Mutter ist an Alfred Huggenberger selbst in Erfüllung gegangen. Es ist ein verwerkter, runzelndurchfurchter Bauernkopf, den der 60jährige Dichter auf sehniger Gestalt trägt; aber die Augen sind Sonntagsaugen, die mehr sehen, als die anderer Leute: die goldene Umrißlinie der Poesie, die einem Gänseblümchen Glanz und Bedeutung verleiht. Keineswegs verträumt schauen diese Augen in die Welt, sondern helloffen, imstande, echt und unecht zu unterscheiden. Sie lassen sich nicht verblüffen, wohl aber können sie Verständnis und Wärme strahlen, während der Mund mit den vielen Linien, die sich zu den kräftigen Nasenflügeln und dem gut geformten Kinn hinziehen, zu lächeln scheint: Mach mir nichts vor, du Welt. Alles ist hier wie dort dasselbe. Liebe und Aufopferung auf der einen, Streit und Eigennutz auf der andern Seite. Diese Weltanschauung, so einfach und altgewohnt wie das tägliche Brot, dessen man nicht überdrüssig wird, verkörpert Huggenberger in seinen bäuerlichen Gestalten, die aus Gut und Schlecht gemischt sind wie jedes richtige Menschenkind, so aber, daß das Feine, das Sinnige, das Wackere allemal gebührend den moralischen Sieg davonträgt. Huggenberger treibt keine Heimatkunst in dem Sinne, daß seine Gemeindegenossen dankbare Typen für seine Werke liefern; er stellt sich nicht beobachtend außerhalb ihres Kreises. Nein, er bleibt der ihrige, wennschon er ihre Schwächen wie kein anderer kennt; er dichtet aus dem Kleinbauerntum der Ostschweiz heraus wie Gottfried Keller aus ihrer Bürgerlichkeit. Mit ihm sehen wir im Bauern den Bewahrer alter Überlieferung, den notwendigen Ernährer des Volkes. Wir teilen den Stolz, der den Schriftsteller Huggenberger ruhig und sicher in seiner bäuerlichen, nicht bäurischen Eigenart unter die sogenannten Gebildeten stellt. Als er noch Wirt „zur Sommerau" in Bewangen war, geschah es einst, daß er seine die Gäste bedienende junge Frau mit den dicken Zöpfen um den Kopf auf der Treppe des Hauses anhielt. Beide Hände streckten sie sich entgegen und senkten lächelnd ein paar Augenblicke Blick in Blick — und das war so einfach menschlich, daß kein Städter mit den Augen zwinkte, kein Bauernbursch ein unziemliches Scherzwort einwarf. Der reife Dichter steht vor uns als Sohn des Alamannentums mit der Schlichtheit seines starken Gefühls, in seiner innigen Hingabe an die Natur, mit dem Schalke, der sich lächelnd mit einstellt in den schellenklingenden Reigen. So zeigt den Dichter der von Hans Kägi besorgte Auswahlband aus seinen Werken: Vom Segen der Scholle.*)

Helene Meyer.

*) Vom Segen der Scholle; Ein Huggenberger-Buch von Hans Kägi. Staackmann, Leipzig.

Geisteserbe der Schweiz.

Ein neues Werk Dr. E. Korrodis!*) Nicht zum ersten Mal kann ich den Schriftsteller hier nennen. Der Leser früherer Besprechungen wird vermuten, daß ich sein Buch ohne übertriebene Voreingenommenheit aufgeschlagen habe. Jedenfalls aber entdeckte ich darin wahre Schätze und lese es mit einem Gefühl, wie es der Hirte im 15. Kap. des Ev. Luk. wohl kannte, als er sein Schaf fand, das verloren war.

Das Buch gibt vielerlei und vieles, multa et multum. Und im Vielen bildet es eine Einheit, wie sie nur der umfassendsten Kenntnis des schweizerischen Schrifttums und der feinsten Auslese gelingen konnte. Nicht ohne Qual war solche Wahl zu treffen. Eine stolze Verantwortung, der Nachwelt in einem Band von 548 Seiten das Vermächtnis der Ahnen zu überliefern, soweit es im schweizerischen Blut noch lebt und weiterleben sollte. Kaum ein wesentlicher Zug dürfte vergessen sein; wenn je, so könnte vor dieser Fülle der Nachfahr gestehen: Das Geisteserbe! So wissend wie sich bescheidend beschränkte Dr. K. den Titel: Geisteserbe verspricht er. Der Sammler tritt zurück; nur in ganz knappen Bemerkungen und einem sehr kurzen, aber von Saft wie eine Kastanienknospe im Mai strotzendem Nachwort finden wir ihn. Unter den Lesern sucht er jene, „die die gegenwärtige Schweiz in ihrer Vorstellung durch ein Herzensbündnis mit einer ältern stärken" — wir wüßten kaum ein Wort, das besser den Geist bezeichnete, der zur Begründung dieser Zeitschrift trieb. Wohl meint Dr. K., aus dem Kreis schweizerischen Wesens und Seelentums sei nur die deutsche Schweiz herausgeschnitten. Aber nicht wir werden diesem ersten Band Halbheit vorwerfen. Wir danken es vielmehr dem Herausgeber, daß er die romanischen Schweizer einem besonderen Buche vorbehält und kein helvetisches Lesebuch schaffen wollte, jenes Sinns, der da meint, Schweizertum bestehe im Verzicht auf völkische Kultur oder in der Vermischung der Sprachen. In vielen Köpfen, namentlich deutschschweizerischen, spukt der helvetische Homunculus, der französisch, deutsch und italienisch geläufig sprechen mag, aber vor jeder Nationalliteratur versagt und geistig gar nichts geerbt hat. Wir begrüßen deshalb die von andern getadelte Scheidung. Ja, wir finden sie sogar praktischer. So wird nichts es hindern, daß der erste Band die ihm gebührende Verbreitung finde im ganzen deutschen Sprachgebiet, wie der versprochene im französischen. Der Schweizer aber wird froh und stolz beide besitzen wollen. Der Gebildete wird dann auch mit Dr. K. erkennen, daß unterirdisch überall Säfte der dreieinigen Schweiz treiben.

Ein solcher Band ist in der Bedeutung von Goethes Ausdruck äußerlich beschränkt, aber innerlich unbegrenzt. Welche Weite und Tiefe eröffnet dieses Erbe! Troxler, der wenig bekannte, führt ins Problem des Lebens ein und in die Metaphysik von Schlaf und Wachen; Bachofen erzählt feierlich vom Mutterrecht und von Amor und Psyche; Lavater

*) Eduard Korrodi: „Geisteserbe der Schweiz". Schriften von Albrecht von Haller bis Jacob Burckhardt. E. Rentsch, Verlag, Erlenbach, 1929.

kommt mit seiner Physiognomik zu Wort — aber mit steigender Wärme wird mancher Keller, Meyer, Gotthelf, Frey von neuen Seiten inniger kennen lernen. Von der griechischen Polis kehren wir heim nach Solothurn, der goldenen Märchenstadt; nach Burckhardts Entdeckung der landschaftlichen Schönheit im „bel paese dove il si suona" werden wir uns mit Jer. Gotthelf so recht des heimatlichen Landes bewußt, wo das „g'si" ertönt, eine fremde Sprache selbst für das ennetrheinische „gewesen". Eigenartig reich ist diese Anthologie, ein Früchtekorb eher als eine Blütenlese. Nicht Literatur schlechthin schenkt sie, vielmehr Leben. Sie zeigt unsere Dichter so, wie sie ihren Zeitgenossen oder spätern Freunden erschienen. So hören wir Bächtold über den Patriarchen Bodmer sprechen, Breitinger Herrn Haller verteidigen, Ulrich Bräker um Shakespeare kämpfen, Salis in seine Gedichte einführen, Keller für Gotthelf und Jean Paul begeistern. Dankenswert vor allem auch ist die Mitgift des Naturbildes, aus dem die Urphänomene unserer Erblasser emporsteigen. Wenn Marie von Ebner meinte, genial sei, wer etwas Selbstverständliches zum ersten Mal ausdrücke, gebührt das Wort auch Korrodis Zusammenstellung v. Hallers mit Geßner, Tobler, Tschudi, Heer und Christ. Dem besinnlichen Leser erstehen so Landschaftsbilder vom Jurameer bis zu Kellers Städten am See. Er wird angeregt, die geologische Bildung unseres Landes, seine Ausschmückung mit Pflanzen und Belebung mit Tieren zu verfolgen und in der Erfindung Pracht den Menschen aufsteigen zu sehen, dem spät erst das Gefühl für die Natur (oder wäre es Rückerinnerung?) erwacht. Vielleicht fände sich in den Jahrbüchern des Alpenklubs noch eine Seite, wert, neben Hallers „Alpen" zu stehen, sie ergänzend und durch den Wandel überraschend. Soll die schweizerische alpine Literatur sich beschämen lassen durch die oft ergreifenden Schilderungen deutscher und österreichischer Bergsteiger?

Schweizerisches Geisteserbe besitzt auch eine pädagogische Provinz, wo Gotthelf, Keller, Pestalozzi als Schutzgeister walten. Und ein herzbewegender Abschnitt „Reden" beschließt das Buch, vortrefflich in allem, was er enthält, und vortrefflich auch in dem, was er verschweigt: Spittelers ausgebeuteter Vortrag von 1914, der den Graben öffnete, indem vorgegeben wurde, er schütte ihn zu, fehlt.

Dr. K. sieht voraus, daß das von ihm heraufbeschworene Nebeneinander der Geister und Stoffwelten den Leser zu den mannigfaltigsten Vergleichen und Verknüpfungen von scheinbar Getrenntem anregen könne. So werden wir unwillkürlich Johannes von Müllers Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaften mit Andreas Heuslers Darstellung der Sage von der Befreiung der Waldstätte vergleichen. Neben General Dufours Armeebefehl vom 22. November 1847 werden wir v. Segessers Bericht über die Niederlage bei Gisikon und den Luzerner Obersten von Sonnenberg setzen. Wir hören vielleicht heute einstige Dissonanzen und harmoniefremde Töne in einen Wohlklang zusammenklingen; wir lauschen allem, was uns Bruder Klaus und Heinrich Federer wie Augustin Keller und Emil Welti zu sagen haben. Die Rede an der Murtenfeier 1876 führt uns nochmals zurück zur Schlachtschilderung Joh. v. Müllers.

... Zu immer neuen Betrachtungen böte das Werk Stoff. Wenn je die zum oft gedankenlos hergeplapperten Gemeinplatz gewordene Mahnung „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" ernsthaft wiederholt werden darf, so heute und hier. Leser, erwirb Korrodis „Geisteserbe", vertiefe dich immer wieder darein und bringe aus den aufgebrochenen Schollen Schätze zu Tage — um sie zu besitzen und als Waffen deinen Kindern weiterzugeben.

Karl Alfons Meyer.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Über die geschichtliche Berufung der Schweiz.

Krieg und Kriegsausgang haben hundertjährige Grenzen wieder in Fluß, alte Staaten zum Verschwinden und neue zum Entstehen gebracht. Die Mittelpunkte beherrschenden Einflusses haben sich verschoben, die Machtverhältnisse geändert. Die Schweiz ist an Gebiet im wesentlichen unversehrt aus dem Krieg und seinen Friedensschlüssen hervorgegangen. Aber die neue Machtverteilung auf dem europäischen Festland hat auf ihre inneren Verhältnisse zurückgewirkt, und ihre Rolle und Bedeutung im Leben Gesamteuropas verändert. Zuerst dachte man nur daran, sich möglichst unauffällig und stillschweigend der neuen Lage anzupassen. Wer vor den Unbilden des Schicksals Unterstand sucht, tut das am besten ohne viel Aufhebens und Aufsehen. In jüngster Zeit, nachdem das Schlimmste vorbei zu sein scheint und man wieder mehr Bewegungsfreiheit spürt, hat man ein starkes Bedürfnis, sich Rechenschaft darüber zu geben, wo man sich eigentlich befindet.

Wie steht es um einen gesellschaftlich? Ist man eine lebendige Volksgemeinschaft, in der die Rollen von Bildung und Führung richtig verteilt sind, in der alle Volksglieder und Berufsschichten sich in harmonischer Zusammenarbeit finden, in der zwischen materieller Wohlfahrt und geistigem Schaffen ein fruchtbarer Ausgleich besteht? Kurz, eine Volksgemeinschaft, von der die geheime Kraft der Vorbildlichkeit ausstrahlt? Wie steht es um unser staatliches Dasein? Sind unsere politischen Einrichtungen so beschaffen, daß das stets wechselnde Spiel der politischen Kräfte in ihnen sich annähernd reibungslos auswirken kann, daß die jeweils herrschende Richtung auch die für das Ganze zweckmäßigste ist u. s. w.? Und was für einen Platz schließlich nehmen wir politisch und geistig im Gesamtleben Europas ein?

Auf alle diese und ähnliche Fragen haben in den letzten Jahren zahlreiche Veröffentlichungen Antwort zu geben versucht. Man unterzieht die gebräuchlichen Anschauungen über die geschichtliche Rolle der Schweiz in älterer und jüngerer Zeit einer Durchsicht (Blocher, Fueter, Gagliardi, Grimm, Martin, Rameru, Ruchti, Weilenmann) oder legt die Sonde an die gegenwärtigen Verhältnisse im Innern (Dürr, Horber). In manchem knüpft man an Erkenntnisse und Tatbestände an, die schon vor dem Krieg vorhanden waren. Der Krieg selbst hat in vielen Richtungen eine bereits vorhandene Entwicklung beschleunigt, die Nachkriegszeit diese aber ebenso wieder gehemmt und unterbrochen. Auf die in allerjüngster Zeit sich erneut anbahnende Selbstbesinnung hat Keyserlings